

TEIL 1

Vasir betrachtete den mit Staub überzogenen Folianten zwischen den Ruinenbrocken und ignorierte Rejas leises Fluchen. Behutsam befreite er das Buch von den scharfkantigen Steinen, doch der Buchrücken fehlte. Er seufzte. Wie viel Wissen war hier verloren gegangen?

Reja kämpfte sich zu ihm auf die Geröllberge, starrte düster auf die Ruinen und klopfte sich den Staub vom Kleid. »Wie weit will Hineni noch gehen? Sie wird nie über die Menschen herrschen, wenn sie sie alle umbringt.«

Vasir folgte ihrem Blick über die zerstörte Stadt. Die Leichen der Sandwürmer hatten aufgehört zu schwelen, doch der Geruch ihrer verbrannten Leiber hing immer noch in der Luft und vermischte sich mit Ruß, zerbröckeltem Stein und dem heißen Wind von Wenuahgere. »Als Göttin der Unterwelt ist Hineni von Seelen umringt. Mit jedem Toten gewinnt ihre Armee an Stärke. Sie hat keinen Grund aufzuhören.«

Reja seufzte und betrachtete das Buch in seiner Hand. »Wir können uns glücklich schätzen, dass sie nicht gefunden hat, was sie sucht.«

Vasir nickte leicht. »Wir können uns glücklich schätzen, dass uns beiden dazu etwas Überraschendes eingefallen ist.«

»Wie viele Menschen ahnen wohl, dass wir beide – ihre Göttin des Himmels und ihr Gott des Wissens – sie vor so vielem beschützen?«

»Hoffentlich kein einziger.«

Reja lachte scharf auf. »Wie wahr.« Sie musterte ihn. »Du wirkst nicht beunruhigt. Beke ist zerstört. Hast du

keine Angst, dass in diesem ewigen Tauziehen zwischen Hineni und Wurun die Falsche obsiegt?«

»Als Gott des Krieges wird Wurun den Menschen immer beistehen und solange sie an ihn glauben, ziehen sie auch für ihn in den Kampf.«

Reja schien seine Antwort abzuschätzen. »Die Wolkenkrieger zogen für ihn in die Götterschlacht, doch so viele von ihnen sind nun tot. So viele von ihnen sind verunsichert und ihre Einigkeit ist nicht mehr. Sie haben gesehen, wie Wurun unter Hinenis Henkersschwert zusammenbrach.« Ihr Gesicht verdüsterte sich. »Sie senden mir ihre Botschaften an Wurun und manche davon klingen bitter.«

Vasir wandte den Blick gen Westen, über die zerstörte Hauptstadt Wenuahgeres hinweg. »Erspare ihm diese Botschaften. Er lebt und auch das haben sie gesehen. Die Wolkenkrieger werden sich wieder aufrichten. Genau wie ihr Gott.« Er lächelte matt. »Ein wenig Hoffnung habe ich noch.«

KAPITEL 1

Ich sitze auf einer Düne, warte mit Pfeil und Bogen darauf, dass die verdammte Schlange nah genug ist und die Wüste ist erbarmungslos wie immer. Der heiße Wind lässt meine Lippen noch rissiger werden und ich spüre Schweiß auf dem Rücken. Er verdampft nur schneller, als er Tropfen bilden könnte.

Ich sollte es gewohnt sein, aber denke trotzdem an die längst vergangenen Wälder und verfluche Hineni, die Göttin der Unterwelt, für den Mord an unseren Göttern des Waldes und des Wassers.

Ein gellender Schrei schreckt mich auf.

»Odara?« Ich renne die Düne hinunter, den Pfeil schussbereit auf der Sehne.

Meine Begleiterin befindet sich hinter einer der nächsten Dünen. Sie ist weitergeritten, auch wenn die Hitze sie zu einer Langsamkeit zwingt, bei der ich leicht aufschließen kann. Im sonnenverbrannten Wenuahgere rastet man tagsüber nur in einer unserer verbliebenen Städte.

Da! Sie schreit wieder!

Jetzt sprinte ich die Düne hinauf. Nur noch wenige

Schritte und ich kann über das nächste Tal blicken.

Ein missmutiges Wiehern, ein dumpfer Schlag.

Ich brems auf der Düne, lege den Pfeil an. Zwei Angreifer. Bleiche Gestalten in der weißen Kleidung unseres Volkes. Zerrissen, blutverschmiert und verkrustet. Versprengte aus Hinenis Armee der Toten.

Ich lasse die Sehne los und der Pfeil rast auf Odaras Angreifer zu, durchschlägt seine Schläfe, reißt ihn herum. Odara fällt zu Boden. Ihr Hemd ist voller Blut. Viel zu viel Blut.

Ich stürme die Düne hinunter, ziehe meinen letzten Pfeil und lege auf den zweiten Angreifer an. Meine Stute tritt mit beiden Hinterbeinen nach ihm, der Untote fliegt mehrere Kaden durch die Luft und der Pfeil durchbohrt sein linkes Auge.

Im Sprung werfe ich den Bogen beiseite, ziehe den Dolch. Den mir einst ... Nein! Für diese Erinnerung ist keine Zeit!

Ich lande auf Odaras Angreifer und ramme ihm den Dolch in die Brust. Ein Mensch wäre damit tot, doch hier zerre ich nur an Hinenis Macht. Ich hacke auf ihn ein, bis Hinenis Netz der Macht zerfällt. Die Göttin der Unterwelt wird ihn nicht länger nutzen können.

»Zinara! Pass auf!«

Ich lasse mich zur Seite fallen, ziehe die Leiche auf mich. Der Angreifer mit dem Pfeil im Auge stößt trotzdem mit dem Schwert zu. Treibt es mitten durch die Brust der Leiche auf mir. Der Stahl gräbt sich knapp neben meinem Gesicht in den Sand. Ich werfe die Leiche zur Seite, reiße dem Angreifer damit das Schwert aus der

Hand und stoße ihn mit dem Fuß von mir. Bevor er sich sammeln kann, sitze ich auf ihn. Ramme den Dolch in sein Fleisch.

Wie ich das hier hasse!

Doch irgendwann liegt auch dieser hier still. Sofort stehe ich auf und zerre an Odara. Ignoriere das Blut auf ihr. »Wir müssen hier weg! Sofort!«

»Zinara.«

Ich weiß, was sie sagen will, aber ich will es nicht hören. »Du hast mich gut ausgebildet, Odara. Ich bekomme das hin. Das ... du blutest doch nur stark ... oder?«

»Das weißt du besser. Mir helfen die Fähigkeiten einer Heilerin nicht mehr.«

Ich könnte sie hochziehen, aber das würde ihr noch größere Schmerzen bereiten. Also lasse ich sie los und Odara sinkt zurück in die Blutlache. Ich falle neben ihr in den Sand und bette ihren Kopf in meinen Schoß. So sanft wie möglich. Sie stöhnt trotzdem.

»Wie ist das passiert?« Jetzt sehe ich die halb unter der Düne vergrabene Ruine. Ein zerstörter Tempel aus weißem Stein. »Ah. Ich verstehe.«

Odara nickt und zieht sich das schützende Tuch vom Gesicht. Ich ertrage kaum ihre erschöpfte Miene, aber tupfe sanft mit dem Ärmel ihre Stirn trocken.

Sie tätschelt müde mein Knie. »Einer von Hinenis Tempeln. Er ist nicht auf meiner Karte verzeichnet.«

»Sonst hätten wir die Route anders gelegt.«

Die Wüste verändert sich ständig. Keine Düne, keine Route bleibt lange dieselbe. Nur die Städte und

Tempel ... sie bleiben, wo wir sie einst bauten. Sie mögen verfallen, wir mögen nicht genug sein, um den Sand von den verwaisten Hallen fernzuhalten, aber wir sorgen dafür, dass sich die Überbleibsel unserer Kultur wie Mahnmale gen Himmel recken.

Da Odara weder aufstehen, noch augenblicklich sterben wird, nehme ich mir die Zeit, die Szene zu erfassen. Der Geruch von frischem Blut und Gedärmen überdeckt den schwachen Verwesungsgestank der Untoten. Odaras Hengst ist die Hauptquelle, sein Bauch wurde aufgeschlitzt, er ist bereits tot. Die zwei Untoten haben wohl zuerst das Pferd angegriffen und dann die Reiterin hinuntergezerrt. Wahrscheinlich lebt sie noch, weil meine Stute ordentlich ausgeteilt hat.

Der eine Angreifer gehörte einst der Heilerkaste an, seine hellgrünen Ärmel entsprechen der heutigen Kastenfarbe und die wenigen Wunden auf seinem Körper zeigen, dass er erst vor Kurzem gestorben ist. Der andere Tote trägt zwar bereits die heute übliche weiße Kleidung, doch anstelle der hellgelben Ärmel der heutigen Händlerkaste, ist ein breites tiefgelbes Tuch um seine Hüften gewickelt. Dieser altmodische Stil zeigt, dass er vor mehreren Generationen starb und die vielen Scharten im Gesicht und Risse in der Kleidung sprechen für einen langen Dienst unter Hineni. Wenn ich die frischen Spuren an den Leichen richtig deute, hat meine Stute nicht nur getreten, sondern auch herzhaft zugebissen. Das ist mein Miststück.

»Gräme dich nicht darüber, Zinara.«

»Worüber?«

»Über den Zustand Wenuahgeres. Ich sehe, wie du jedes Mal über den Tod stolperst, wenn er dir begegnet.«

»Unsere Welt war nicht immer so, Odara. Die Götter tragen ihren Streit auf unseren Rücken aus und es sind unsere Toten, die Hineni gegen uns schickt. Sie sollten Frieden in der Unterwelt finden und nicht kämpfen.«

»Wurun ...«

Mein sprödes Lachen lässt sie innehalten.

»Zinara, ich weiß, du hast die Götterschlacht in Beke erlebt. Du hast gesehen, wie sich der Zusammenhalt der Wolkenkrieger auflöste. Aber die Wolkenkrieger sind Wuruns Armee. Unsere Auserwählten.«

Ich fürchte, sie sieht, wie fest ich die Zähne zusammenbeißen muss, um das unkommentiert zu lassen.

Odara deutet auf die beiden Leichen. »Dein Kampfstil ist auffällig. Selbst wenn du schweigst, er spricht für sich. Ich weiß, du willst nicht darüber reden«, sie lächelt matt, »und deswegen habe ich das Offensichtliche nie angesprochen. Ich dachte, irgendwann wirst du soweit sein, aber es ist ein Zyklus vergangen und du sagtest nichts.«

Eine Weile durchbricht nur ihr rasselnder Atem die Stille. »Lass dich von einer alten Frau belehren, bevor sie stirbt.« Ihre Hand auf meinem Arm gleicht Feuer. »Du kannst nicht vor deinem Selbst weglaufen. Bis jetzt ging es gut, aber ab heute ...«, ihr Husten bringt neue Blutflecken auf ihren hellgrünen Ärmel, »ab heute werde ich nicht mehr da sein, um die Entscheidungen zu treffen, und vor dir zu stehen.«

Als ich darauf eine Antwort gefunden habe, ist ihr Atem verstummt. Wie lange wird Hineni warten, bis sie

sich Odaras bemächtigt und sie gegen uns in ihren Krieg schickt?

Unsere Bemühungen die Toten zu beerdigen sind wenig mehr als schale Tradition. Sie buddeln sich wieder aus. Verbrennen hilft, aber getrockneter Kaktus brennt nicht heiß genug und Holz ist in einer Welt ohne Bäume nur eine schmerzhaftige Erinnerung.

»Oh, ihr mit euch selbst beschäftigten Götter!« Achtlos forme ich das Götterzeichen. Zeigefinger und Daumen zusammen, die drei übrigen Finger leicht angewinkelt in die Luft gestreckt, die Hand vor meiner Brust. »Und wie ich Odara begrabe!«

Aber ich stapfe zuerst auf den Toten mit den hellgrünen Ärmeln zu. Ich muss dafür sorgen, dass Hineni ihre Diener nicht wieder ins Leben holt, während ich ein Grab aushebe. Also berge ich meinen Pfeil, befreie das Schwert aus dem Brustkorb des Toten und setze es an seinem Hals an. Die Klinge ist schartig und abgenutzt, aber ich kompensiere das mit Kraft. Ich hacke auf ihn ein, bis der Kopf abfällt, dann trete ich ihn ein Stück beiseite.

Meine Stute kommentiert meinen schnellen Atem mit einem Wiehern, das unzufrieden klingt.

»Du warst auch schon besser in Form, Miststück.«

Ich ignoriere das erneute Wiehern, berge den weiteren Pfeil und hacke auf die zweite Leiche ein. Einst glaubten wir – nachdem uns das Holz ausging – es würde ausreichen, unsere Leichen zu köpfen, doch Hineni belehrte uns schnell eines Besseren. Magie löst viele Probleme und hält auch abgetrennte Köpfe mit Körpern zusammen. Aber dazu muss der Kopf auffindbar sein.

Glücklicherweise sendet sie keine untoten Tiere gegen uns, sonst müsste ich mich auf um den toten Hengst kümmern. Ihr Totenreich ist den Seelen der Menschen vorbehalten.

Odaras Klappspaten ist noch in der Satteltasche ihres toten Hengstes. Früher waren unsere Spaten aus Metall, doch heute sind sie aus Steinpalme. Ruha, der Gott der Berge ist auf Hinenis Seite übergelaufen und verwehrt uns den Zugriff auf das Erz.

Ich vergrabe die zwei Köpfe weit von den Leichen entfernt, bevor ich mit der größeren Grube für Odara beginne. Es wird ein flaches Grab, der Sand ist zu locker und ich kann ihren Körper nur versenken, indem ich den Sand unter ihr beiseiteschiebe. Die Sonne steht tief über dem Bergwall, als ich endlich das letzte Häufchen Sand zurecht klopfe.

Oh, Odara. Ich habe dir nie gesagt, wie viel mir dein Schweigen bedeutet hat. Wir wissen beide, wovor ich weggelaufen bin und doch hast du es nie angesprochen. Nie gab es einen bösen Blick.

Die Sonne sinkt tiefer, während ich mit vor meiner Brust geformten Götterzeichen vor ihrem Grab stehe. So hätte das alles nicht enden dürfen.

Mein Blick trifft die kopflosen Leichen vor dem zusammengefallenen Tempel. Hineni, du machtgierige Hexe. Diese Leichen wirst du nicht einfach wieder zusammensetzen.

Bei ihrem Tempel finde ich passende Geröllsteine. Meine Idee entlockt mir sogar ein bösesartiges Lächeln. Das sich noch vergrößert, nachdem ich die Steine unregel-

mäßig um die Leichen platziert und mit kleinen Ritualzaubern versehen habe.

Hineni findet fehlende Körperteile über den sanften Schimmer von Magie, aber hier ist der sanfte Schimmer jetzt überall und kopflose Leichen können nicht sehen. Sie werden Stein um Stein abtasten und den richtigen Kopf erst nach einer ganzen Weile finden.

Mit meiner letzten Schippe Sand sinkt die Sonne hinter den unüberwindbaren Bergwall und färbt die Welt blutrot. Odara und ich waren auf dem Weg nach Sofohria, einer kleinen Stadt am Rande Wenuahgeres und es gibt keinen Grund das Ziel zu ändern. Ich schwinge mich auf Miststücks Rücken, doch anstatt sich meinem Schenkeldruck zu fügen, hält sie vor einem vergrabenen Kopf an und schaufelt mit dem Huf mehr Sand auf.

»Danke, dass du mein Werk zu würdigen weißt. Es ist zwar nicht so befriedigend, wie es wäre die Götter zu stürzen, aber das ist ja auch ein unerreichbares Ziel.«

Miststück gibt mir mit einem Wiehern recht.

»Schön. Lass uns etwas Abstand gewinnen. Ich will einen Rastplatz finden, bevor es dunkel ist und wir nicht sehen können, wie ungeeignet er ist.«

...

Da liegt sie vor mir, die Stadt Sofohria. Die Sonne hat noch nicht ihren Zenit erreicht. Sie drückt sich an die Bergkette, die im Westen Wenuahgeres einen dunklen, bedrohlichen Wall bildet. Vor Aberhundert Zyklen bedeutete die Bergwand Schutz. Aber heute, mit dem seit fünfzehn Generationen herrschendem Götterkrieg und

einem wütenden Gott der Berge, bedeuten Gebirge nur fallende Steine.

Dass die Stadt dennoch überlebt hat, verdankt sie wohl der tiefen Schlucht in meinem Rücken. Ich bin an Kakteenfeldern vorbeigeritten, die nur dank des ausgetrockneten Flussbeckens vom Quellstrom Jinag bestehen. Ein Nahrungsreichtum, der Hoffnung birgt.

Äußerlich bietet die Stadt das gewohnte Bild. Häuser aus einer längst vergangenen Zeit, mit grauem Stein und spitzen Giebeln gebaut, zum Teil mit angeschlagenen Tonschindeln gedeckt, aber viel häufiger mit Palmwedeln bedeckt. Wir brauchen Schutz vor Sand, Wind und Sonne anstatt wie unsere Vorfahren vor Regen, und Ton ist schwer zu beschaffen.

Doch auch wenn die Stadtbevölkerung geschäftig hin und her eilt, macht die Stadt einen desolaten Eindruck. In direkter Nähe der Bergwand erinnern die unter Felsbrocken begrabenen Ruinen an Ruhas Zorn und die bewohnten Häuser formieren sich in einem Halbkreis vom Berg weg. Ich schätze, fallende Steine haben ein Viertel davon zerstört; sie sind unbewohnt, aber auch einige der bewohnbaren Gebäude scheinen leer zu stehen. Der Sand bildet niedrige Dünen vor Haustüren und versiegelt jede Ritze der geschlossenen Fensterläden.

Warum ist das so? Die Lage der Stadt versprach mehr.

Ich nehme einen tiefen Atemzug. Die Luft ist heiß und stickig – die Bergwand staut die Hitze und kaum ein Lüftchen regt sich – doch ich rieche nichts von Verwesung. Was immer die Bewohner Sofohrias dahinrafft, es ist keine Krankheit.

Einer der Bewohner, ein Mitglied der Kriegerkaste, zieht gerade einen Eimer den Brunnen hoch. Ich höre kein Quietschen – aber vielleicht stehe ich bloß zu weit entfernt – und als er den Eimer über den makellosen Stein hebt, spritzt Wasser herum. Wasser ist also zu Genüge vorhanden.

In kargen Beeten wachsen zwar nur niedrige, robuste Kakteen, aber es bietet Abwechslung zu einer Kost aus Schlangen, Spinnen und Sandmaulwürfen und es gibt zusätzlich die großen Kakteenfelder vor der Stadt.

Man sagt, vor dem Götterkrieg war Wenuahgere bewaldet und von Flüssen und Seen durchzogen. Tani und Tagaro, die Götter des Waldes und des Wassers, schenkten uns fruchtbares Land. Doch vor fünfhundert Zyklen stellte sich Hineni, die Göttin der Unterwelt, zusammen mit Ruha gegen unsere sieben Hauptgötter und tötete Tani und Tagaro. Die verbliebenen fünf der Sieben konnten ihren Verlust nicht ausgleichen. Ohne die Gebieter über Wälder, Flüsse, Seen und Meere brach Dürre aus und Wenuahgere verkam zu einer Wüste. Nur in den Tiefen des Gesteins blieb Wasser zurück und diese Vorräte versorgen uns heute. Versiegt ein Vorkommen, geben wir die Stadt auf.

Was verursacht also das Sterben in Sofohria, wenn nicht Wassermangel und Hunger die Menschen vertreiben?

Niemand beachtet mich. Ich fange lediglich hektische Blicke auf.

Miststück und ich sollten unser Glück am Brunnen versuchen, aber sie will nicht vorwärts. Ich zerre an den

Zügeln, doch sie streckt schlicht den Kopf nach vorne und stemmt die Hufe in den Sand. Das rechte Hinterbein schont sie jedoch und allein diese Tatsache hält mich von einer Schimpftirade ab.

Heute Morgen hat eine Giftschlange ihren Huf auf den Schädel bekommen. Ohne innezuhalten, ohne zu scheuen, und ich weiß das zu schätzen. Allerdings ist mir aufgefallen, dass sie seitdem lahmt und ich befürchte, ihr Tritt war zwar mutig, jedoch unklug.

»Ich will doch nur zum Brunnen, du starrköpfiges Miststück.« Gut, niemand beobachtet mich. Mein Kampf und Dialog darf ruhig unbeobachtet bleiben. »Beweg dich endlich, dann gibt es frisches, kühles Wasser anstatt diesem lauwarmen mit Beigeschmack.«

Und prompt lässt ihr Widerstand nach. So plötzlich, dass ich noch um mein Gleichgewicht kämpfe, während sie schon mit ungleichmäßigen Schritten zum Brunnen trabt. Nur um sich dort zu mir umzudrehen und zu wiehern.

Dieses Pferd! Wahrscheinlich beißt sie eher jemanden neben ihr, bevor sie auch nur einen Fingerbreit zur Seite weicht. Genauso, wie sie stehen bleiben und mich ignorieren würde, sollte ich ihr je befehlen, in eine Schlacht zu galoppieren.

In eine Schlacht galoppieren. Eine amüsante Vorstellung. Während ich auf Miststück einschreie, rasen die anderen an mir vorbei. Und Miststück? Sie würde das Gepolter um sich herum übergehen, die Hufe in den Sand stemmen und schnaubend ihr Missfallen kundtun.

Ein erneutes Wiehern.

»Ist ja schon gut!«

Ich schöpfe zuerst für sie, dann für mich Wasser. Es ist klar, ihm haftet kein übler Geruch an und der mineralische Geschmack ist nicht unangenehm. Verdorbenes Wasser kann ich also auch ausschließen.

Einzig und allein der karge Brunnen offenbart ein Indiz. Üblicherweise schmücken wir ihn mit blaugrün gefärbten Stoffstreifen – eine Erinnerung an Tagaro, den verblichenen Gott des Wassers –, aber hier finde ich nicht einmal einen verblassten Fetzen Stoff.

Hat ein Despot die Stammesführung übernommen, stellt er meist obskure Regeln bezüglich der Götter auf und beschränkt den Zugang zum Wasser. In diesem Fall wird mir jetzt jemand verbieten, etwas davon zu stehlen. Ich warte ab, aber niemanden interessiert mein Wasserverbrauch. Miststück trinkt gleichmütig aus einem Eimer und ich wische mir mit einem angefeuchteten Lappen das Gesicht sauber. Also kein Despot.

Das gibt mir ein wenig Zeit mich mit meinem Äußeren zu beschäftigen. Ich bin dünner geworden, es ist gerade noch erkennbar, dass ich eine Frau in der Blüte ihres Lebens sein könnte. Meine Haare bedecken zumindest wieder den Nacken, aber sie sind immer noch fransig und kürzere Strähnen fallen knapp über die Ohren. Doch auch wenn mein Haarschnitt vom verbreiteten, schulterlangen Stil abweicht, werde ich kein Aufsehen erregen. Meine Augen sind wie meine Haare von gewöhnlichem Dunkelbraun, mein Gesicht ist weder markant – wenn wir von der mehrfach gebrochenen Nase absehen – noch hübsch. Zusammengefasst bin ich leicht zu über-

sehen. Solange ich still bleibe.

»He! Du da! Heilerin!« Die Quelle der harschen Stimme ist ein breit gebauter Krieger. Er verlässt mit langen Schritten ein Gebäude und ich lasse den Lappen sinken, um ihn zu beobachten.

Vielleicht doch ein Despot? Er trägt wie ich die traditionellen, weißen, weiten Hosen und das Hemd mit dem tief fallenden Saum, aber die Ärmel und das Tuch, mit dem er sein Gesicht schützt, sind ockergelb. Das Ocker kennzeichnet die Mitglieder der Kriegerkaste, die unsere Anführer stellt, und seine Schritte sind selbstbewusst genug für einen Shinto, das Oberhaupt einer Stadt.

Er läuft weiter. »Heilerin! Deine Dienste werden benötigt!«

Ich beobachte ihn noch eine Weile, bis mir schwant, dass er mich meint. Natürlich. Hellgrüner Faden durchwirkt meine Ärmel und das Tuch um Kopf und Hals – die Farbe der Heilerkaste. Jetzt, wo Odara nicht mehr da ist, darf ich nicht vergessen, mich entsprechend zu verhalten.

Mit Blick voraus schnelle ich in die Senkrechte. »Äh ... wo?«

Ohne zu antworten macht er kehrt und fordert mich mit einer unwirschen Handbewegung auf, ihm zu folgen.

Aber ich werde Miststück nicht hier zurücklassen. Ich will mir nicht vorstellen, was sie anstellt, wenn ich sie unbeobachtet und frei stehen lasse. Sie wird mit meinen verbliebenen Habseligkeiten auf und davon sein, bevor ich ihr den Rücken zuwenden kann.

»Was ist mit meinem Pferd? Ich brauche jemanden,

der es versorgt.«

Langsam dreht sich der Krieger um und zieht das Tuch vom Gesicht. Er sieht gut aus, hat goldbraune Augen und den Ausdruck auf dem fuchsbraunen Gesicht kenne ich. Er ist es nicht gewohnt, dass seine Befehle infrage gestellt werden und ich zerre schon an seiner Geduld. Eine geläufige Reaktion auf mein Verhalten und es bereitet mir daher nicht das geringste Problem. Ich erwidere also mäßig interessiert den Blick, aber gegen meinen rechten Unterarm presst sich beruhigend das vertraute Metall des Dolchknaufs. Wenn nur nicht jedes Mal, wenn ich ihn berühre, diese Erinnerungen hochkommen würden ...

Es dauert einen Moment, dann schnalzt er mit der Zunge und pfeift schrill. Miststück kommentiert es mit einem Schnauben. Ohne den Blick von mir zu nehmen ruft er einen großen Mann, der in meinem Augenwinkel auftaucht. »Kümmere dich um das Pferd, Jorac. Ich möchte nicht, dass noch jemand von uns stirbt, nur weil die Heilerin nicht von ihrem Pferd lassen kann.«

Nein, er ist nicht der Shinto dieser Stadt. Zu ungeduldig, zu unbeherrscht, zu leicht aus der Fassung zu bringen. Es müssten viele sterben, bis man ihn zum Anführer der Stadt erklärt. Außerdem hat er mich mit dem ersten Blick als unwichtig, wenngleich im Moment nützlich eingestuft. Shintos versuchen immer, den realen Wert eines Neuankömmlings abzuschätzen. Wertvolle Personen lässt man in unserer Zeit nicht ziehen. Der hier sieht keinen Nutzen in mir, ohne meine Fähigkeiten zu kennen. Das ist vorschnell und macht mich neugierig,

warum er dennoch nach einem Heiler schreit.

Ich lächle sacht und warte, bis Jorac mir das Pferd abnimmt. Miststück wirft den Kopf hin und her; ich folge dem Krieger erst dann zu dem Gebäude, als der Handwerker die Zügel fest gepackt hat.

...

Schon draußen höre ich das leise Stöhnen aus mehreren Kehlen. Ein Lazarett also. Das deutet auf eine größere Anzahl von Heilern hin, und mit dem ersten Schritt in das Gebäude wird mir klar, warum ich dennoch benötigt werde. Zwei Personen kümmern sich um zu viele Verletzte gleichzeitig, während ein Junge hilflos im Raum steht. Sie tragen die weiße Kleidung unseres Volkes mit hellgrünen Ärmeln und eingewobenem hellgrünen Mustern im Tuch auf dem Kopf, aber nicht vor dem Gesicht.

»Was ist passiert?« Ich warte nicht auf eine Antwort, sondern gehe durch die schmalen Gänge des mit Feldbetten vollgestellten Raumes und verschaffe mir einen Überblick. Acht Schwerverletzte und viele leicht verletzte Personen liegen hier. Ich konzentriere mich auf die schweren Fälle. Sieben Mitglieder der Kriegerkaste – fünf Männer, zwei Frauen – und ein Vasir-Priester. Selbst im Halbdunkeln sticht mir das Lila in seiner grauen Kleidung in die Augen.

Seine Anwesenheit ist interessant. Die Priester vom Gott des Wissens meiden Kampfsituationen eigentlich. Einerlei. Der Krieger mit dem dunkelrot verfärbten und angeschwollenen Oberarm wird mein erster Patient. Während ich die Ärmel hochkrempele, wende ich mich

an meinen Begleiter. »Bekomme ich eine Antwort auf die Frage? Was ist passiert?«

»Kümmere dich einfach um diese Menschen.« Befehlsgewohnter Ton. Möglicherweise doch der Shinto.

»Wundervoll.« Meine Stimmlage sagt genau, was ich von seiner knappen Aussage halte. Mit einer Hand schnippe ich nach dem desorientierten Heiler mitten im Raum. Er sieht sehr jung aus. »Ich brauche mehr Licht. Und bring mir ein scharfes, kleines Messer.«

Ohne seine Reaktion abzuwarten, taste ich den Oberarm meines Patienten ab und ignoriere sein Stöhnen. Etwas Schweres muss den Mann getroffen haben. Es hat seinen Arm zerquetscht und nun staut sich das Blut. Zu seinem Glück behandle ich eine solche Verletzung nicht zum ersten Mal.

»Messer? Warum Messer für Brüche und Quetschungen?« Der Krieger am Eingang beobachtet mich mit diesen seltenen goldbraunen Augen, in denen sich jetzt Skepsis spiegelt.

»In seinem Arm hat sich ein Blutstau gebildet. Schneide ich ihn nicht auf, verliert er den Arm.«

Ich wende mich zu dem Jungen und sehe, dass er ein entsprechendes Messer gefunden hat, aber es ist schmutzig. Ich kann mir das Seufzen nicht verkneifen, auch wenn er bereits angefangen hat es zu reinigen. »Die sind alle schmutzig?«

Der Junge fährt zu mir herum und meine Miene sagt ihm ganz genau, was ich davon halte. Er schlägt den Blick nieder. Nur mühsam verkneife ich mir einen Kommentar über diesen inakzeptablen Zustand und bereite

schweigend den Patienten vor. Schüchtern reicht er mir das gesäuberte Messer.

»Wie heißt du?«

»Jamik.« Seine Stimme ist leise und bricht selbst bei dem einen Wort.

»Jamik, bring mir Licht. Und wenn du das erledigt hast, wirst du diesen Krug ... ist der sauber?« Er nickt, »... du wirst diesen Krug mit Wasser füllen. Danach reinigst du die Messer und das Behandlungsbesteck.«

Der Junge eilt davon und kurze Zeit später stellt er mir eine Laterne hin. Das Licht fällt auf meinen Patienten, ohne dass ich einen Schatten auf ihn werfe. Mit diesen Instinkten wird Jamik ein guter Heiler werden.

Ich wende mich an den Krieger. »Hier liegen zu viele Verletzte auf zu engem Raum. Alle, die sich bewegen können und keine Blutspuren im Sand hinterlassen, sollen das Lazarett verlassen. Sammle sie in der Taverne. Wenn hier kein Chaos mehr herrscht, wird sich dort jemand um sie kümmern.«

»In der Taverne.« Sein Blick ist unaufgeschlossen.

»Das erste Gebäude auf der rechten Seite. Vom Tor aus gesehen. Oder nicht? Keiner von ihnen wird sterben, das weißt du selbst. Ihre Wunden müssen versorgt werden, aber hier sind sie im Weg.«

Er stutzt, schluckt jedoch weitere Fragen hinunter. »Ich Sorge dafür. Wie ist dein Name?«

Die Frage kommt früher als üblich und die Antwort fällt mir immer noch schwer. »Zinara.«

Er wendet sich zum Gehen. »Nenn mich Katos.«

Auf dem Weg nach draußen sorgt er für noch mehr

Licht und wieder kommentiert Miststück sein schrilles Pfeifen.

Ich bin mit meinem ersten Patienten gerade fertig, als Katos mit weiteren Kriegern zurückkommt. Während ich den nächsten behandle, beobachte ich, wie sie die Leichtverletzten aus dem Lazarett begleiten.

»Katos.« Er stockt mitten in der Bewegung und dreht sich langsam zu mir um. Vielleicht der Tuaru, der Stellvertreter des Shinto. »Du kannst dich zu den anderen Verletzten in der Taverne gesellen.« Er starrt mich ausdruckslos an, bis ich auf sein rechtes Bein zeige. »Du humpelst. Da es nicht blutet, gehe ich davon aus, dich hat etwas Ähnliches getroffen wie den dort drüben.« Ich nicke in Richtung des Kriegers mit dem gequetschten Arm, der in einen erschöpften Schlaf gefallen ist.

Nachdem wir uns eine Weile angestarrt haben und ich nicht wie von ihm erwartet den Blick demütig senke, verzieht er das Gesicht und verlässt das Lazarett. Natürlich versucht er jetzt, das Humpeln zu kaschieren, aber dass es ihm nicht gelingt, sagt genug über die Schwere der Verletzung.

...

Ich beobachte Katos über meinen Becher hinweg. Er hat sich vor dem Tisch in der Taverne aufgestellt und zieht mit größter Sorgfalt ockerfarbene Lederhandschuhe aus. Das Tuch um seinen Kopf ist zurückgezogen und enthüllt erneut sein ansehnliches Gesicht mit diesen ungewöhnlichen goldbraunen Augen. Groß, breitschultrig, gut aussehend. Die Narbe auf dem Jochbein unterstreicht

dagegen seine Ernsthaftigkeit.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er in der Taverne auf eine Behandlung warten würde, aber er hat es getan. Die schwere Prellung des Knies wird ihm vielleicht einen Sternlauf lang die Laune vermiesen, im Gegensatz zu den Patienten im Lazarett hatte er jedoch Glück. Ich habe Jamik eine schmerzstillende Salbe auftragen lassen und bot ihm einen Tiegel davon für die nächsten Sonnenläufe an. Natürlich lehnte Katos ab. Ich tippe immer noch darauf, dass er der Tuaru ist.

Vielleicht steht er auch hier, weil ich die drei hier ansässigen Heiler nicht zurück ins Lazarett begleitet habe. Aber es ist nicht meines, ich habe die Sauberkeit darin nicht vernachlässigt und ganz generell habe ich sie zu viel herumkommandiert. Wenn ich mitgegangen wäre, hätte ich damit nur weitergemacht. Jamik hat schon in der Taverne begonnen, auf meine Anweisungen zu warten, sobald er eine Aufgabe abgeschlossen hat. Außerdem habe ich mir einen großen Becher mit Kaktus versetzen Wassers verdient. Den es sogar aufs Haus gab.

»Unsere Heiler schrubben das Lazarett immer noch. Egal was du ihnen an den Kopf geworfen hast, es war wohl überzeugend genug, dass sie deine Anweisungen ohne Murren akzeptiert haben.« Er sieht mich an. Ich spekuliere, das ist seine Form der Entschuldigung für die ruppige Begrüßung und soll gleichzeitig aufzeigen, dass er nicht von mir erwartet, weiter als Teil des Lazaretts zu fungieren.

»Sie haben das Lazarett lange genug vernachlässigt. Kein anständiger Heiler lebt gerne mit der Schmach, von

einem Fremden auf Versäumnisse hingewiesen zu werden.« Vor allem wenn der Neuankömmling jünger zu sein scheint. Mit einem sachten Lächeln sehe ich zu ihm hoch und biete ihm nicht einmal einen Platz an meinem Tisch an.

Eigentlich sollte ich mich erheben, mich mit demütig gesenktem Kopf verbeugen und warten, bis er sich gesetzt hat, bevor ich es ihm gleichtue. So geben es unsere Traditionen vor. So sieht es unsere Kultur vor. Die Kriegerkaste steht über der Heilerkaste und mein Verhalten ist seit dem ersten Moment unverschämt. Aber ich will sehen, wie hoch er meinen Nutzen inzwischen bewertet. Niemand würde es als fehl am Platze ansehen, wenn er mich jetzt ohrfeigt, doch nichts passiert. Er verengt lediglich die Augen und seine Haltung bekommt etwas Angespanntes.

Ich bin gerade versucht, ihn noch mehr zu reizen, indem ich ihm mit einer nebensächlichen Handbewegung den Platz mir gegenüber anbiete, da betritt ein weiterer Krieger die Taverne und kommt auf uns zu. Wie Katos trägt er ein leicht gebogenes Schwert an der linken Seite, einen Dolch an der rechten und einen Halter mit Kurzspeeren auf dem Rücken. Ohne einen Seitenblick an Katos zu verschwenden, dreht er den Stuhl mir gegenüber um und setzt sich breitbeinig vor mich, die Hände auf die Lehne abgestützt. Nach einem Ruck an dem Tuch um seinen Kopf, sehe ich in das vernarbte, umbrabraune Gesicht eines kampferprobten Mannes, etwa Ende dreißig. Sein Blick ist über die Maßen autoritär. Da haben wir also doch noch den Shinto dieser Stadt.

»Dein Pferd hat einen entzündeten Huf. Du wirst hierbleiben müssen.«

Oh, das hat er jetzt ziemlich geschickt gelöst. Er befiehlt mir nicht, zu bleiben, sondern schiebt es auf Miststück. Das kann ich kaum ablehnen. Sie lahmt. Der Tritt gegen die Giftschlange hat sich leider doch nicht ausgezahlt.

Es ist an der Zeit, höflich zu sein. Ich senke den Kopf und schlage die Augen nieder. »Ich danke dir für dein Angebot. Wo kann ich mein Lager aufschlagen?«

»Im Lazarett bei den anderen Heilern.«

Wieder beuge ich den Kopf. »Vasir zum Dank.« Begleitet vom Götterzeichen. Die Hand vor der Brust, Daumen und Zeigefinger aneinander und die restlichen drei Finger leicht gebeugt hochgestreckt.

»Wir beten hier Wurun an. Gewöhne dich am besten schnell daran.«

Wurun, seines Zeichens unser Gott des Krieges, ist die übliche Wahl für einen Krieger. Aber dass eine ganze Stadt dazu angehalten wird, nur einen Gott zu verehren, ist selbst bei unserer durch Traditionen geprägten Kultur ungewöhnlich. Allerdings erklärt es das fehlende Blaugrün am Brunnen. Wenn da nicht der Vasir-Priester im Lazarett wäre. »Auch der Vasir-Priester?«

Der namenlose Shinto ist sich nicht sicher, ob er mir das erklären will. Dass ich hier sowieso nicht wegkomme, gibt wohl den Ausschlag für seine Antwort. »Er ist nicht von hier. Wir ... haben ein Problem ... mit ... einem von Ruhas Steingolems. Wir haben den Priester aus Vladanmhir geholt, um dem Ding mit Magie beizu-

kommen.« Er verzieht das Gesicht. »Lief nicht wie geplant.«

Vladanmhir ist die nächstliegende Stadt und dennoch benötigt man zu Pferd etwa sieben Sonnenläufe. Eine weite Strecke in unserer gefährlichen Welt. Es eröffnet ein paar neue Fragen. »Was ist mit eurem Zintos? Die Wolkenkrieger sollten einen Steingolem leicht besiegen können.«

Der Mund des Shinto verengt sich, während sich seine Miene verhärtet. »Es kam nicht zurück. Kein einziges Zintos der umliegenden Städte kam zurück.« Ich sehe zur Seite, als er mich weiter düster ansieht. »Du bist weit gereist. Wie sieht es in den anderen Städten aus? Wir hören nur Gerüchte, seit die letzte Götterschlacht verloren ging. Wir hörten, dass nur wenige Wolkenkrieger überlebten ...« Er beugt sich vor. Sein Blick wirkt hoffnungslos und sein Gesicht ist dennoch voller Hoffnung. »Wir hörten, Wurun brach auf dem Schlachtfeld zusammen. Unter Hinenis Henkersschwert ... mussten die Priester wirklich seine Glefe bergen?«

Vollkommen erstarrt erwidere ich seinen Blick. Es sollte nicht mir zufallen, solche Nachrichten zu überbringen. Kundschafter reisen durch ganz Wenuahgere und verbreiten Berichte, aber wie kann ich die Frage abweisen?

»Ich fürchte, ich bringe keine bessere Kunde. Man sagt, die Anzahl der Wolkenkrieger schrumpft seit hundert Zyklen. Man sagt, es ist nicht aufgefallen, weil wir immer mehr Städte aufgeben und damit dennoch jede Stadt ein Zintos beherbergte. Die fortlaufende Ernennung

von Wolkenkriegern hat uns in Sicherheit gewiegt.« Mit geschlossenen Augen schüttle ich den Kopf. »Aber nun reden viele von einer trügerischen Sicherheit. Manche der zurückgekehrten Wolkenkrieger sind gebrochen. Manche Anui sind nicht mehr in der Lage, Wuruns Macht zu kanalisieren und ihre Zintos sind verwundbar.« Ich wende mich ab. »Manche der Wolkenkrieger sind untergetaucht ... versprengt.«

Die beiden Krieger formen das Götterzeichen und ich sehe aus dem Augenwinkel, wie andere in der Taverne es ihnen gleich tun.

Ja. Wuruns persönliche Streitmacht blutet wie ihre Gottheit. Seit beinahe fünfhundert Zyklen bilden jeweils sieben Wolkenkrieger ein Zintos. Der Anui, der Wirbelwind, führt es an. Er ist das Zentrum eines Zintos und kanalisiert Wuruns Macht für seine Gefährten, durch die sie unbesiegbar werden.

Niemand konnte absehen, was passiert, wenn Anuis ihre Macht verlieren oder nur Fragmente eines Zintos überleben. Niemand konnte ermessen, zu welchen Rivalitäten es unter den Wolkenkriegern führt.

Ich schüttle den Kopf. Ich hätte gerne bessere Nachrichten. »Rognos ist verschollen. Die meisten hoffen nun, dass Hamhi wie in den vergangenen Generationen neue wilde Nahrungsquellen für uns schafft und damit einen Einbruch der Landwirtschaft auffängt. Es geht die Angst um, dass Rognos Verschwinden Wenuahgere genauso schwer zusetzen wird wie der Verlust der Wälder und Flüsse.«

Wilde Nahrung ersetzt seit vielen Generationen die

traditionelle Landwirtschaft. Hamhi gewinnt die Anhänger, die Rognos verliert. Verschwinden unsere Götter, versiegen auch ihre Verantwortungsgebiete. Wir verloren bereits unsere Wälder und die Meere, Seen und Flüsse. Die Berge und das Wetter haben sich gegen uns gewandt. Die Landwirtschaft vollends zu verlieren wäre unser Todesstoß. Bisher haben sich Kakteen und Palmen als kultivierbar und vielfältig einsetzbar erwiesen. Es fragt sich nur, wie lange das ohne Rognos so bleibt. Schließlich ist er unser Gott der Landwirtschaft. Dieser erste Zyklus nach der großen Götterschlacht ist eine Bewährungsprobe für unser gesamtes Volk.

Katos gibt sich einen Ruck. »Viele geben den Wolkenkriegern die Schuld an der Niederlage in Beke. Und jetzt sprichst du von Verrätern.«

Ich verberge mein Zusammenzucken, indem ich die Schultern hochziehe. Für viele unseres Volkes gelten die versprengten Wolkenkrieger als Verräter, aber ... das ist zu einfach für die Wahrheit. Ein Versuch es zu erklären, würde es jedoch nur schlimmer für mich machen.

»Ich habe diese Beurteilung des Ausgangs der Götterschlacht schon oft gehört.« Und zwar viel zu oft. Und jedes Mal hielt mich Odara davon ab, es richtigzustellen. Doch ich habe die Erklärung so oft im Kopf durchgespielt, dass ich sicher bin, zu ihnen durchdringen zu können.

Demütig sehe ich den Shinto an. Der sich immer noch nicht mit Namen vorgestellt hat. »War das Zintos dieser Stadt unzuverlässig?«

Er schüttelt den Kopf.

»Die Städte, in denen ich war, behaupten das von ihren Zintos auch. Aber wenn sich alle Wolkenkrieger in der Vergangenheit als zuverlässig erwiesen haben, warum sollten sie zu einem so wichtigen Zeitpunkt unzuverlässig werden? Sie kämpften an der Seite ihres Gottes. Das ist ein Ansporn und kein Grund nachlässig zu sein.«

Der Shinto lächelt leicht. »Ein überraschender Eifer, Wuruns auserwählte Krieger in Schutz zu nehmen. Ich hätte von einem Vasir-Anhänger etwas anderes erwartet. Hat Vasir nicht Wurun zur Geduld aufgefordert? Meinte der Gott des Wissens nicht, eine solche Schlacht wäre verfrüht?«

Und jetzt weiß ich, warum Odara nicht wollte, dass ich diese Diskussion antreibe. »Ich habe vielleicht die Wolkenkrieger in Schutz genommen, nicht aber ihren Gott. Was wäre ich für eine Anhängerin Vasirs, wenn ich die Loyalität der Wolkenkrieger infrage stellte? Obliegt es nicht den Priestern Vasirs, zu erkennen, wen Wurun auserwählte?« Ich beende meine Ausführung mit dem Götterzeichen.

Nun gut, der Mann kann mir zwar seinen Namen nicht nennen, weiß aber eine geschickte Antwort zu würdigen. Er nickt anerkennend und wechselt das Thema. »Ich hoffe, du lebst dich gut ein. Und geh bitte noch zu Jorac, dein Pferd ist wohl ... ein wenig eigensinnig.«

Eigensinnig. Ich muss mir das Lachen verkneifen. »Es tut mir sehr leid, dass sie Schwierigkeiten macht. Sie hat ihren eigenen Kopf.«

Der Shinto zieht eine Augenbraue hoch. »Wenig Zeit in den Unterricht investiert?«

Namenlos. Wenn er mir schon keinen Namen nennt, ist er jetzt eben Shinto Namenlos.

»Sie gehört mir erst seit einem Zyklus. Diese Ausbildung habe nicht ich in den Sand gesetzt.« Ich stelle den Becher ab. »Wäre es unverschämt, um ein paar Pfeile zu bitten? Ich reise schon geraume Zeit und führe nur noch zwei mit mir.«

»Dann bist du wohl eine schlechte Schützin. Wir fertigen die Pfeilspitzen aus Steinpalmholz. Das ist aufwendig.«

Mit unserem wütenden Gott der Berge wäre es aufwendiger, Metallspitzen zu fertigen. Über die Generationen haben sich andere Methoden etabliert. Steinpalmes eignet sich wunderbar für Pfeile.

Ich lächle. »Ist das ein Nein?«

Namenlos lacht leise auf. »Frag Jorac nach Pfeilen. Drei Stück.« Er schiebt mir drei weiße Steine in der vagen Form von Pfeilspitzen zu. »Gib ihm das.«

So läuft das hier also. Nicht unüblich, aber auch nicht überall verbreitet. Die Kriegerkaste hat die Hand auf den Waffen und verteilt sie nur sehr restriktiv. Ich nicke und sammle die Marker auf. »Wurun zum Dank.« Zeigefinger an Daumen und die restlichen Finger hochgestreckt. Namenlos scheint zufrieden zu sein.

Ich hätte mehr Fragen, aber ich bin gerade erst angekommen, und ich gehe lieber, bevor ich Namenlos doch noch gegen mich aufbringe. Also stehe ich auf, senke demütig den Kopf, mache das Götterzeichen ein

weiteres Mal und verlasse die Taverne, um mein neues Quartier zu beziehen. Das Lazarett von Sofohria.

Ich bezweifle, dass ich hier unauffällig sein kann. Bisher habe ich eine Stadt verlassen, bevor ich aufgefallen bin und in vielen Städten kannte man nicht einmal meinen Namen. Hier verhält sich das seit meiner Ankunft anders und Miststücks Verletzung macht es mir unmöglich weiterzureisen. Vielleicht ist es aber auch an der Zeit sesshaft zu werden. Zumindest für eine Weile. Ich bin durch schlechter organisierte Städte mit unangenehmeren Shintos gereist und Sofohria hat trotz des heutigen Lazarettverkehrs gute Überlebenschancen.

Wasser und Nahrung sind vorhanden, die Kriegerkaste ist gut strukturiert und auch wenn die Heiler die Sauberkeit des Lazaretts vernachlässigt haben, ihre Ausbildung ist umfassend. Der Nachwuchs hat gute Anlagen. Ich könnte an einem schlechteren Ort feststecken.

Ein Problem wird es jedoch auf jeden Fall geben: Ich bin nicht geübt darin, mich demütig zu verhalten.